

Psychologie, Spiel und Utopie

Raúl Páramo Ortega¹

Nähern wir uns dem Spiel zunächst über eine Definition. In seinem berühmten Buch »Homo Ludens« aus dem Jahre 1938(1) sagt Johan Huizinga, daß Spiel vor allem eine freie Tätigkeit sei. Spiel auf Befehl ist kein Spiel. Der Mensch und auch das Tier spielen, weil sie Gefallen an ihm finden; und hierin liegt seine Freiheit. Es ist weder Aufgabe noch ein Luxus; es ist auch kein bloßer Überfluß an Energie, wie ältere Theorien behauptet haben. Spiel ist nicht »überflüssiges Leben« oder »Ernst des Lebens an sich«. Spiel heißt - genauer gesagt -, vorübergehend aus dem Leben in eine Sphäre der Aktivität zu fliehen, die ihre eigene Tendenz hat, die in sich selbst vergeht, ihr Geschehen und ihren Sinn aus sich selber schöpft. Das Spiel beginnt in einem bestimmten Augenblick und endet in einem anderen - dies ist eins seiner Merkmale. Nachdem gespielt worden ist, bleibt das Spiel in der Erinnerung wie eine Schöpfung oder wie ein geistiger Schatz. Es wird durch Tradition weitervermittelt und kann jederzeit wiederholt werden. Diese Möglichkeit der Wiederholung des Spiels ist eines seiner zentralen Wesensmerkmale.

Huizinga gelangt zu der folgenden Definition: »Der Form nach betrachtet kann man das Spiel also zusammenfassend eine freie Handlung nennen, die als »nicht so gemeint« und außerhalb des gewöhnlichen Lebens stehend empfunden wird und trotzdem den Spieler völlig in Beschlag nehmen kann, an die kein materielles Interesse geknüpft ist und mit der kein Nutzen erworben wird, die sich innerhalb seiner eigens bestimmten Zeit und seines eigens bestimmten Raumes vollzieht, die nach bestimmten Regeln ordnungsgemäß verläuft und Gemeinschaftsverbände ins Leben ruft, die ihrerseits sich gern mit einem Geheimnis umgeben oder durch Verkleidung als anders als die gewöhnliche Welt herausheben.«²

Schauen wir uns nun das Freudsche Verständnis des Spiels an; sehen wir uns an, was Freud zu dieser Vision beitragen konnte und welche Beziehungen Spiel und Utopie verbinden.

Das Wesentliche der psychoanalytischen Spielauffassung finden wir in Freuds Arbeit »Hemmung, Symptom und Angst« aus dem Jahre 1926³. Freud sagt: »Das Ich, welches das Trauma passiv erlebt hat, wiederholt nun aktiv eine abgeschwächte Reproduktion desselben, in der Hoffnung, deren Ablauf selbsttätig leiten zu können. Wir wissen, das Kind benimmt sich ebenso gegen alle ihm peinlichen Eindrücke, indem es sie im Spiel reproduziert; durch

6

diese Art, von der Passivität zur Aktivität überzugehen, sucht es seine Lebenseindrücke psychisch zu bewältigen.« (Ges. W. Bd. 14, S. 200) Und in seinem Aufsatz »Über die weibliche Sexualität«⁴ aus dem Jahre 1931 macht er uns auf folgendes aufmerksam: »Es ist leicht zu beobachten, daß auf jedem Gebiet des seelischen Erlebens, nicht nur auf dem der Sexualität, ein passiv empfangener Eindruck beim Kind die Tendenz zu einer aktiven Reaktion hervorruft. Es versucht, das selbst zu machen, was vorhin an oder mit ihm gemacht worden ist. Es ist das ein Stück der Bewältigungsarbeit an der Außenwelt, die ihm auferlegt ist, und kann selbst dazu führen, daß es sich um die Wiederholung solcher Eindrücke bemüht, die es wegen ihres peinlichen Inhalts zu vermeiden Anlaß hätte. Auch das Kinderspiel wird in

den Dienst dieser Absicht gestellt, ein passives Erlebnis durch eine aktive Handlung zu ergänzen und es gleichsam auf diese Art aufzuheben.« (Ges. W. Bd. 12, S. 529)

In seinem Buch »Jenseits des Lustprinzips« aus dem Jahre 1920⁵ sagt Freud unter Bezugnahme auf das Spiel: »Man sieht, daß die Kinder alles im Spiel wiederholen, was ihnen im Leben großen Eindruck gemacht hat, daß sie dabei die Stärke des Eindrucks abreagieren und sich sozusagen zu Herren der Situation machen. Aber andererseits ist es klar genug, daß all ihr Spielen unter dem Einflüsse des Wunsches steht, der diese ihre Zeit dominiert, des Wunsches: groß zu sein und so tun zu können wie die Großen.« (Ges. W. Bd. 13, S. 14)

Erikson⁶ bemerkt, »daß das Spiel am intensivsten wird, wenn die Periode der infantilen Sexualität zu Ende geht und wenn die große menschliche Schranke, das universelle »Inzest-Tabu« wirksam wird. Die sexuellen Triebe und die zielgerichtete Energie müssen nun von eben den Elternfiguren abgelenkt werden, die zuerst die Zärtlichkeit des Kindes, seine Sinnlichkeit und seine amorphen sexuellen Phantasien erregten. Und sie werden auf eine Zukunft von zuerst phantastischen, aber dann mehr und mehr realisierbaren Zielen hingeleitet.«

Freud betont besonders den repetitiven Charakter des Spiels als bedeutsames Mittel, um mit der komplexen inneren Welt der Triebe und einer erdrückenden äußeren Welt fertig zu werden. Fast ohne es zu merken, beschreiben wir damit Charakteristika der Utopie. Wenn wir von der Grundannahme ausgehen, daß das Spiel ein Versuch ist, die Wirklichkeit erträglicher zu gestalten, oder ein Versuch, uns mit der Realität zu konfrontieren, und wenn wir auch akzeptieren, daß die einzige Wirklichkeit, die der Mensch nicht zu akzeptieren scheint, die Idee des Todes ist, so können wir folgern, daß das »Versteckspiel« das Spiel ist, in dem wir am verzweifeltsten versuchen, uns mit dem Tode auseinanderzusetzen, mit der Trennung, mit dem Verschwinden eines geliebten Menschen. Dieses Spiel ist nach unserer Auffassung das Spiel par excellence. Freud, der sich so intensiv mit der Dialektik von Eros und Thanatos befaßte, beschäftigte sich natürlich auch mit dem Spiel, jemanden, oder etwas oder sich selber verschwinden zu lassen, willkürlich, mit der Mög-

7

lichkeit des Wiedererscheinens. Freuds Beobachtungen eines »Versteckspiels« (oder der dazugehörigen Varianten des wiederholten Erscheinen- oder Verschwindenlassens eines Gegenstandes) sind in der 1920 erschienenen Arbeit »Jenseits des Lustprinzips« enthalten.⁷

Freud hatte Gelegenheit, unter demselben Dach mit einem 1 1/2 jährigen Kind und seinen Eltern für mehrere Wochen zusammenzuleben. Im allgemeinen zeigte das Kind ein normales Benehmen, obwohl es ein merkwürdiges Spiel spielte, das es unaufhörlich wiederholte. Jedes Ding oder Spielzeug, das es in die Hand bekam, warf es soweit wie möglich von sich weg, außerhalb seines Blickfeldes, begleitet von Ausrufen oder einem Lallen, das leicht als »fort« und »da« interpretiert werden konnte. Dies wiederholte sich ohne Unterbrechung. Für Freud wurde der Sinn des Spiel allmählich klar, vor allem

8

seine Beziehung zur Abwesenheit der Mutter, die das Kind mehrere Stunden am Tag verließ. Als eine Variante dieses Spiels verwandte das Kind eine Spule mit einem Bindfaden. Die Spule warf es so weit wie möglich außerhalb des Blickfeldes; und anstatt mit ihr zu spielen, wie man es von einem normalen Kind seines Alters erwarten konnte - als einem Auto, zog es stattdessen langsam an dem Bindfaden, um die Spule allmählich wieder erscheinen zu lassen. Das Wiedererscheinen wurde freudig begrüßt. Das Kind fand eine weitere Variante in der

Möglichkeit, sein eigenes Bild in einem Spiegel verschwinden zu lassen. Dieses Kind spielte praktisch mit nichts anderem als dem freiwilligen Verschwinden und Auftauchenlassen von Gegenständen, einem Spielzeug oder seinem eigenen Spiegelbild; ohne Zweifel, um aktiv seine passive Leiderfahrung zu wiederholen, d.h.: das Verschwinden und Wiederkommen seiner Mutter.

Um Freud zu zitieren⁸: »Wie stimmt es also zum Lustprinzip, daß es dieses ihm peinliche Erlebnis als Spiel wiederholt? Man wird vielleicht antworten wollen, das Fortgehen müßte als Vorbedingung des erfreulichen Wiedererscheinens gespielt werden, im letzteren sei die eigentliche Spielabsicht gelegen.« (Ges. W. Bd. 13, S. 13) Dennoch, in diesem von Freud beobachteten Fall der Akzentuierung der ersten Phase des Spiels, d.h. des Wegwerfens, liegt eine andere Bedeutung: die Befriedigung eines unterdrückten Impulses der Rache an der Mutter, weil sie ihr Kind verlassen hat, etwa in dem Sinne »Du kannst weggehen, ich brauche dich nicht, ich bin derjenige, der dich rauswirft.« Dieses Spiel kann man als ursprünglichste Form späterer Spiele älterer Kinder ansehen, die unter dem Namen »Versteckspiele« bekannt sind. Bei diesen Spielen wird wiederholt die durch das Verschwinden sowohl der anderen wie von einem selbst hervorgerufene Angst durchlebt, um sich dann an dem freiwilligen Wiedererscheinen aller zu erfreuen. Unserer Meinung nach finden wir hier einen Versuch, das Trauma der Trennung zu verarbeiten, welches die Vorläuferin der endgültigen Trennung ist: des Todes. Die Psychoanalyse sucht in der präverbalen Sprache des Spiels die unbewußten Phantasien zu lesen, die in ihr zur Erscheinung drängen, um sich von einem Konflikt zu befreien, oder einfach, um eine alltägliche Situation zu verarbeiten, die mit Konflikten belastet ist. Das Spiel ist ein Versuch, unbewußte Phantasien zu elaborieren. Nach M. Klein, die vielleicht die psychoanalytische Spieltherapie am weitesten entwickelt hat, ist das »Spiel« nicht nur die Erfüllung eines Wunsches sondern auch der Sieg und die Herrschaft über die frustrierende Wirklichkeit mittels eines Projektionsprozesses, die Herrschaft der inneren Gefahren über die äußere Welt. Daher der bekannte Satz: »Das Spiel verwandelt die normale Angst des Kindes in Lust.«

Man darf nicht vergessen, daß die Wirklichkeit vom Kind nicht voll erfaßt wird. Der Zeitraum, in dem Kinder anfangen, besser zwischen dem Reich der Phantasie und der Wirklichkeit unterscheiden zu lernen, beginnt erst im 3. Lebensjahr und endet ungefähr kurz vor Beginn der Pubertät. Wie Zulliger⁹ be-

9

merkt, glauben wir als Erwachsene, daß ein Kind »spielt«, wenn es spielt; aber es spielt nur nach dem falschen Kriterium des Erwachsenen. Für das Kind geschieht in Wirklichkeit etwas sehr Ernstes und ist nicht nur »Spiel«. Mit dem Ziel, sich von schmerzhaften Erfahrungen zu befreien, benutzt das Ich des Kindes alle Arten von äußeren Objekten, um Situationen zu dramatisieren, so daß sie manchmal durch Verkehrung in einem anderen Sinn als in der Wirklichkeit erscheinen. Dieses Verneinen der Realität ist einer der allgemeinen Antriebe des Spiels in der Kindheit. Wenn das Kind neue Erfahrungen gemacht hat, die ihm Leid verursachen, versucht es später die Situation zu beherrschen, indem es das Trauma wieder und wieder in seinen Spielen und seinen Träumen durchlebt. Das Kind dramatisiert nicht nur die Vergangenheit; es antizipiert auch, was es erwartete, das in der Zukunft geschehen wird. Wir müssen also wieder einmal die Analogie mit der Utopie konstatieren. Häufig verlangen die Kinder von den Erwachsenen, daß sie bestimmte Erzählungen endlos wiederholen. Das erlaubt ihnen, ihre Ängste in der beruhigenden Anwesenheit der Erwachsenen zu verarbeiten. Jede Wiederholung mindert die Quantität des assoziierten Leidens, bis es im besten Fall erlöscht. So ist das Spiel des Kindes nicht einfach nur die Erfüllung eines Wunsches, sondern oftmals schließt es die Abwehr von Konflikten mit ein. Ein vollkommen verstandenes Spiel

eines Kindes wäre ebenso nützlich wie ein vollkommen analysierter Traum. (Natürlich handelt es sich hier um ein unerreichbares Ideal.)

Unsere abendländische Zivilisation ist zu großen Anteilen lustfeindlich. Die Sozialisation des Eros hat einen viel zu hohen Preis gehabt. Lust wurde der Arbeit geopfert. Sogar »die ureigenste Form des menschlichen Spiels, die Arbeit« ist ihm entfremdet worden, indem sie in bloße, nicht lustbringende Arbeitskraft verwandelt wurde.¹⁰

Auf dieser Grundlage ist hinsichtlich des kindlichen Spiels ein Vorurteil entstanden. Irrtümlicherweise nimmt der Erwachsene an, daß das Kind nur in jenen Augenblicken spielen darf, in denen es nicht mit ernsthaften Aufgaben beschäftigt ist; d.h. das Spiel hat sich in eine Tätigkeit der Nichtarbeit verwandelt, die für bestimmte Orte und Zeiten reserviert, von der Arbeit geschieden und getrennt ist. Nach dieser Auffassung hat das Kind nur dann ein Recht zu spielen, wenn es seine Schulaufgaben gemacht hat. Wenn es diese grundsätzliche Haltung bei einem Erwachsenen gibt, auch wenn er sich bemüht, dem Spiel einen pädagogischen Wert beizulegen, geht er von Anfang an von einer falschen Voraussetzung aus, die spiel- und lustfeindlich ist.

Einerseits muß die Arbeit ihre Freude wiedergewinnen; auch sollten die Grenzen zwischen Arbeit und Spiel nicht scharf sein. Der Erwachsene, vor allem jener Erwachsene, der in seiner Arbeit nicht genügend Freude findet, betrachtet das Spiel des Kindes mit Verachtung.

Eines der Mittel, eine Unterdrückungsstruktur zu verewigen, ist, die Phanta-
10

sie einzukerkern; wie kann man das besser machen, als indem man das Spiel unterbricht? Das Spiel erfüllt eine befreiende und subversive Funktion für alles Etablierte, da es eine lustvolle Betätigung par excellence ist. Das Spiel des Lebens ist das stärkste Gegenmittel gegen die Macht des Todes. Der Tod schleicht sich in das Leben ein als Trennung, Irrtum, als Aggressivität, Unterdrückung und Entfremdung. Das Leben ist dagegen Genuß, Lust, Befreiung. Derellizh¹¹ nimmt an, daß die kulturelle Struktur unserer Gesellschaft extrem hohe Leistungsanforderungen an uns stellt. Die Erhaltung der Dichotomie zwischen Spiel und Arbeit, d.h. zwischen Lust und Arbeit bezeichnet Derellizh als Konsequenz der Unterwerfung durch die industrielle Kultur, in der eine Prädominanz des Leistungsprinzips herrscht. Dieses verwandelt Sport und Spiel in Arbeit zu Wettbewerbszwecken. Sogar der sexuellen Betätigung wird ein Charakter der Pflicht auferlegt. Das Vorspiel in der Sexualität ist derart mangelhaft, daß Freud auf den Gedanken kam, daß die menschliche Sexualität eher Anzeichen einer Involution statt einer Evolution erkennen lasse. Nach Marcuse¹² hat Fourier (1772 - 1837), ein utopischer französischer Sozialist, als erster auf den Unterschied zwischen einer freien und einer unfreien Gesellschaft hingewiesen. Fourier spricht von einer möglichen Gesellschaft, in der die Arbeit ihre spielerischen Elemente wiedererlangt, in der die Arbeit - sogar die sozial notwendige - in Übereinstimmung mit den Neigungen der Individuen organisiert werden könnte. Das heißt: »Der wachsende Bereich der Freiheit wird wirklich zu einem Bereich des Spiels - des freien Spiels der individuellen Fähigkeiten. So befreit, werden diese Möglichkeiten neuen Formen der Realisierung und Weltentwicklung hervorbringen,...«¹³

Ein Spiel, das nicht entfremdet ist, ist eine Arbeit, die nicht entfremdet ist; z.B. die Arbeit, die Kinder freiwillig anfangen, in der sie die Arbeit der Erwachsenen nachahmen, wenn diese mit Freude und als Dienst an der Gemeinschaft verrichtet wird.

Fourier zeigt die Notwendigkeit auf, die sozialen Institutionen an die Bedürfnisse der Menschen anzupassen, statt zu verlangen, die natürlichen Bedürfnisse in extremer Weise an die Institutionen anzupassen, die zu ihrem eigenen Nutzen die Menschen überfordern. Fourier bestand auch darauf, daß die Arbeit auf natürliche Weise Freude bereiten und genügend abwechslungsreich sein sollte, um der natürlichen Verschiedenheit der psychologischen Bedürfnisse zu entsprechen. Die Auffassung Fouriers stimmt mit Folgendem überein: er wollte, daß die Kinder ihren natürlichen Neigungen nachgehen könnten, indem sie verschiedene Berufe erlernten, in denen sie sich zusammen mit Erwachsenen freiwillig betätigen können.« Er vertritt auch die Auffassung, daß die beste Form des Lernens die des Handels ist; und damit die Kinder gerne Lernen, der beste Weg der ist, ihnen die Möglichkeit zu geben, handelnd zu lernen. Wenn man sie frei wählen läßt, werden sie mit Leichtigkeit die Art von Erfahrungen machen, zu denen sie sich auf natürliche Weise hingezogen fühlen.«¹⁴

11

Shaked meint¹⁵: »Im Spiel wird eine soziale Situation ohne Merkmale der Unterdrückung geschaffen. Es ist eine Schöpfung des Lustprinzips, welche die Herrschaft der unterdrückenden Realität aufhebt. Eine Spannung wird erzeugt, die nach Entspannung strebt, wobei das Eintreten des letzteren als lustvoll erlebt wird. Dadurch wird das Streben der Triebe nach Entspannung, der Todestrieb Freuds, spielerisch dargestellt und verarbeitet.... Auch die Psychoanalyse bedient sich des Spiels, um den Patienten zu befreien. Nicht nur die reine Spieltherapie bei Kindern, sondern auch die freie Assoziation bei Erwachsenen, die eigentlich ein Phantasiespiel ist, führt zu einer Entspannung und Auflockerung der gehemmten Persönlichkeitskräfte.«

Caruso¹⁶ (zitiert nach Shaked) zeigt, daß »nicht unterdrückte Partialtriebe in einer nicht unterdrückten Kultur letztlich zu einer Feldlockerung führen und das Ich in die Lage versetzen würden, auf Umwegen spielerisch eine lustbetonte Kultur zu schaffen.«

Sie mögen Utopie rufen! In der Tat ist das eine Utopie, aber nicht im pejorativen Sinn. Vergessen wir nicht, daß der Mensch als einziges Wesen fähig ist, Utopien zu realisieren. »Da der Mensch jede Grenze als Grenze zu erkennen vermag, kann er sie auch in Frage stellen. Die echte Utopie ist der Widerpart zur Entropie, des Todesprinzips.... Ziel jeder Utopie ist letztlich Aufhebung des Todes.... Erstens spiegelt die Utopie - wie auch das Spiel - die Wünsche und Ängste des Menschen wider, und zweitens ist sie ein Versuch, seine Entwicklung bewußt in die eigenen Hände zu nehmen.«¹⁶

Caruso begreift die Utopie sogar als eine Art »angeborene Funktionsfähigkeit des Menschen«, die ungefähr dem entspricht, was E. Bloch »antizipierendes Bewußtsein«, »Traum nach vorn« oder »Prinzip Hoffnung« nennt.¹⁷ Caruso selbst hat den dialektischen Aspekt der Utopie aufgezeigt; ihre doppelgesichtige Bedeutung: Unzufriedenheit und Flucht. Die erste als positive, kritische und umgestaltende Kraft, die zweite als schützende Flucht aus dem realen Elend. Für diesen Autor konsituiert die »Utopie in ihrer besten Form Voraussetzung und Bedingung des Schöpferischen.«¹⁸

Kolakowski sagt mit Recht, daß bis heute keine soziale Bewegung (und vielleicht keine wissenschaftliche Entdeckung, füge ich hinzu) auf Utopien verzichten konnte: »Die Utopie organisiert die Hoffnung, daß die Werte der Gruppe sich einmal realisieren lassen, ...sie ist die Vorbedingung sozialer Revolutionen.«¹⁹

Utopie heißt wörtlich »an keinem Ort«. Die Notwendigkeit der Utopie wächst auf dem Boden des Unglücks. Angesichts unglücklicher Zustände bleibt als Möglichkeit entweder der

Versuch, die Unzufriedenheit produktiv umzuwandeln oder die Flucht vor dem wirklichen Elend. Diese beiden Aspekte hat die Psychologie in aller Klarheit sowohl im Spiel des Kindes wie des Erwachsenen gefunden. A propos Utopie als »Ortlosigkeit«: Caruso hat zeigen können, daß eigentümlicherweise »Menschen das Glück meistens an einem Ort sehen, an dem sie selbst nicht sind.«

12

Entweder hat man ihn verloren, weil man vertrieben wurde (z.B. der Mythos von Eden) oder man wird ihn nach dem Tode finden (z.B. der Mythos des Himmels). Oder wenn wir uns in das Alltagsleben hineinbegeben und dieses Paradoxon vielleicht in seiner tragischsten Form ausdrücken: »Wenn du nicht willst, daß jemand aufhört, dich zu schätzen, dann nähere dich ihm (oder ihr) nicht zu sehr, weil das, was er als 'seinen Ort' fühlen kann, an Zauber verlieren wird.«

Engels²⁰ hat gezeigt, wie der wissenschaftliche Sozialismus im Unterschied zum utopischen Sozialismus seine Energien auf die Analyse der sozialen Kräfte konzentrieren muß, die Träger einer radikalen Neuerung sein werden, und die man nicht durch die naive Predigt abstrakter Ideale gewinnt. Eine neue Gesellschaft zu gründen ist nicht möglich, indem man einfach an das Bewußtsein der Menschen appelliert, an seinen rationalen Willen, ohne daß man die historischen Umstände des Augenblicks, die ökonomischen Grundstrukturen und die blinden Labyrinth des Unbewußten berücksichtigt. Die Psychoanalyse hat keine Utopie erzeugt. Niemand erwuchs - im Rahmen der Psychoanalyse -, um eine neue Gesellschaft zu proklamieren, in der das Unbewußte in einer Form erobert wird, daß nur rationale und bewußte Motivationen vorherrschen. Dennoch: sowohl die Psychoanalyse wie auch der Marxismus kämpfen um einen Weg, das Bewußtsein der Menschen zu erweitern, aus der Entfremdung herauszukommen. Eine degenerierte Manifesta-

13

tion der Psychoanalyse hat sich in jener Form psychoanalytischer Praxis verkörpert, die sich der etablierten Ordnung zur Verfügung stellt, statt sie zu hinterfragen, wie es Freud als Revolutionär getan hat. In ihrem Trachten nach Bewußtseinerweiterung ist die Psychoanalyse - und nicht in geringem Umfang - Ideologiekritik. Die Psychoanalyse beansprucht aber auch die Analyse privater Utopien, d.h. der Träume und Spiele. Sie sucht die in ihnen verborgenen Elemente einer versteckten Realität zu entziffern, vor der man flüchtet, und eine Transformation zu erreichen, auf die sie hinzielt. Die Psychoanalyse ist eine merkwürdige Mischung von militantem Optimismus und theoretischem Pessimismus ohne jede Illusion.²¹

Jede Utopie beinhaltet eine Kritik ihrer Zeit, sogar die Utopien, die als lähmendes, tröstliches Versprechen auftreten. Hierzu gehören die religiösen Utopien, zu denen auch die Wissenschaften degenerieren können, wenn sie bestimmte Charakteristika aufweisen. Die Utopien entspringen unserer radikalsten Hilflosigkeit. Je radikaler unsere Machtlosigkeit ist, desto intensiver wird unser Bedürfnis nach Utopien sein. Da der Mensch die Grenze, die er als solche intuitiv erkennt, immer hat überschreiten wollen, d.h. daß er immer das sucht, was jenseits seines Verstandes oder jenseits des Todes ist, wollte man ihm einen Beweis geben, daß dieses »Jenseits« existiert, einfach durch die naive Finalität; demnach könnte der Mensch nicht nach etwas streben, von dem es kein glückliches Ende gibt.

Diese Argumentation ist rührend naiv. Sie liegt völlig im Reich der Wünsche, der Phantasie und der Utopie: »Es muß ein Jenseits geben, weil wir ein Jenseits brauchen, das dem Sinnlosen, in das wir versunken sind, einen Sinn gibt; als da sind: Trennungen, Tod, unnützes

und absurdes Leiden.« Es scheint so, daß das Motto von vielen ist: »Wir müssen uns ein Paradies im Jenseits bauen, das uns für unser Unglück entschädigt.« Diese Art von Wünschen scheint eher von einem universellen, religiösen Bedürfnis nach Utopien (als angeborene Funktion), in der sich unsere Unzufriedenheit und unsere Flucht vor dem Tod und die abertausenden Facetten seiner Verneinung widerspiegelt.

Es würde keinen Sinn haben, sich mit allen diesen kindlichen Illusionen zu beschäftigen, wenn sie nicht eine wirksame, politische Kraft bildeten in all dem, was wir in diesem »Diesseits« als Aufgabe haben. Für Marx wie für Freud (sogar für jemanden, der als religiöses Wesen gilt: Ghandi) ist die Kraft, die aus der Religion kommt, ein bedeutsamer Spiegel und ein Vehikel politischer Kräfte und Realitäten, die man nicht straflos vernachlässigen kann.

Für Marx²² »verwandelte sich die Kritik des Himmels in die Kritik der Erde.« Die Kritik des Himmels ist Kritik der Erde. Sie ist eine irdische Sache. Derselbe Marx sagt uns weiter »Die Kritik der Religion ist die Voraussetzung aller Kritik«. Gerade die tröstliche Illusion ist eine degenerierte Form des utopischen Denkens. Letzteres weist in Richtung veränderter Aktion und weiß, daß

14

das Realisierbare vom Menschen selbst abhängt, während die tröstliche Illusion ändernde Aktion lähmt und sich der Vorsehung oder den »Gesetzen der Geschichte« unterordnet. In dieser letzten Version kann sich eine abweichende Form des Marxismus ergeben.²³

Als Denkmethode ist die Utopie, - d.h. das, was Ruyer²⁴ »utopische Methode« genannt hat, die in dem Wagnis steht, alle möglichen Alternativen und selbst die extremsten Fiktionen zu denken, die ein neues Licht geben können - zu einer epistemologischen Kategorie aufgestiegen. Im utopischen Experimentieren, im freien Spiel der Phantasie kündigt sich der Ursprung neuer Entdeckungen an. Auf keine andere Art und Weise als durch die Methode der freien Assoziation war es möglich, die untergegangenen Schichten des Unbewußten zu entdecken. Dies ist in allen Bereichen des Wissens vorgekommen. Offenbar ist das utopische Denken eine Konstante des menschlichen Geistes. Sogar heute kann man von einer »Auferstehung der Utopie«²⁵ sprechen, die vielleicht eine verzweifelte Reaktion darstellt angesichts der Machtlosigkeit, die Realität in zweckmäßiger Weise zu verändern.

Etwas als »utopisch« zu erklären, ist der Versuch, sich am Etablierten festzuhalten, das zu verwandeln die Utopie beansprucht. Utopien zu bekämpfen ist die klassische Form, um den Status quo zu bewahren. Daher kommt es, daß in unserer konformistischen und statischen Umgebung die entwertende Nuance des Begriffs überwiegt, die er aber an sich nicht unbedingt hat. Hier sieht man deutlich, wie die Entwicklung der Sprache die soziale Umgebung widerspiegelt, in der sie verwandt wird. Da »die Wissenschaft« - nach Aristoteles - »mit dem Erstaunen beginnt, ist die Utopie der Anfang der Wissenschaft.«²⁶ In diesem Sinne macht uns Le Roy (zitiert nach Ruyer) darauf aufmerksam, daß »in ihrer ersten Phase, die die eigentliche schöpferische Phase ist, den echten Entdecker nichts vom Utopisten unterscheidet.« Auf der anderen Seite kann die Utopie ein Seufzer und ein täuschender Trost für die Zukunft sein. Caruso²⁷ hat dies am Christentum und Marxismus - den zwei virulentesten Utopien des Abendlandes - aufgewiesen. (Schon vorher hatte Gramsci das Christentum die größte Utopie überhaupt genannt, die je vom Menschen geschaffen wurde)²⁷. »Das Christentum hatte mehr Sinn für das Absurde... und zauberte ein »Jenseits« hervor... Der Marxismus hingegen verschmähte solche Kompromisse mit dem Tod und beschloß, die

Welt zu verändern, damit sie menschlicher und sinnvoll werde.« In diesem Punkt stimmen Psychoanalyse und Marxismus erneut überein.

»Der Mensch ist sozusagen gezwungen, das Beste aus seiner Prekarität zu machen. Auffallend ist die Ideologie der Psychoanalyse, daß sie ganz bestimmt an keine heile Welt glaubt, sondern daran, daß die Welt sehr wenig heil ist. Auch der Marxismus glaubt an keine heile Welt, er glaubt aber, daß er diese heile Welt herbeischaffen kann.«²⁸

Eine Betrachtung der Gegenwart ohne Illusionen kann dazu führen, sich in
15

ein reaktionäres, paralyisierendes Alibi zu verwandeln, das mit dieser Betrachtung selbst nichts zu tun hat. Eine optimistische Auffassung kann zu einem genauso paralyisierenden und reaktionären Verhalten führen. Beanspruchen zu wollen, daß es möglich sei, »die Welt zu verbessern«, ohne gleichzeitig die Basisstrukturen der Produktionsverhältnisse zu ändern, würde ein Abweichen vom Freudschen Denken bedeuten. »Zweifelloos war die Utopie des Marxismus, bei aller Verflachung, eine entscheidende Entmystifizierung der jüdisch-christlichen Eschatologie, weil der Marxismus erkannte, daß das Wettrennen zwischen Leben und Tod nicht durch Projektionen in ein Jenseits und auch nicht durch zeitlose und mystische Rationalisierungen zu gewinnen ist, und sich daher anschickte, die Welt durch kritisches, auf das Diesseits bezogenes, dialektisches Denken und die mit dem letzteren kongruente Praxis zu verändern. Die Welt verändern heißt doch wohl - unausgesprochen - die Macht des Todes durch die Macht des größeren und praktischeren Bewußtwerdens überwinden zu wollen« (und hier stimmen Marxismus und Psychoanalyse wieder überein; Raul Páramo-Ortega. Daher sind die »Freudo-Marxisten« inkonsequent, die den Freudschen »Todestrieb« aus taktischoptimistischen Gründen leugnen).

Allein, gerade der Optimismus des Marxismus ist eine ebenso große Schwäche wie der jenseitige Triumphalismus des Christentums.«³⁰ An diesem Punkt verstehen wir den Optimismus des Marxismus als ein Ausweichen. Erinnert Euch an einen so authentischen Marxisten wie Gramsci ³¹, der sagt: »Man muß beachten, daß der Optimismus häufig eine Form ist, um die eigene Müdigkeit zu rechtfertigen, die Verantwortungslosigkeit, den Wunsch, nichts zu tun... Man vertraut Faktoren, die unabhängig vom eigenen Willen und der Arbeitsamkeit sind; sie werden erhöht und der Mensch scheint in ihnen mit einem heiligen Enthusiasmus zu brennen. Und der Enthusiasmus ist nichts mehr als eine äußerliche Anbetung von Fetischen. Die einzig berechtigte Begeisterung ist jene, welche von einem intelligenten Willen begleitet ist, einer intelligenten Arbeitsamkeit, Reichtum an Erfindungsgabe konkreter Initiativen, die die existierende Realität verändern.« Die religiösen Formen der Utopie sind mit ihrer Verlagerung des Glücks in ein versprochenes Jenseits entfremdend, da niemand dort sein wird, um die Versprechungen einzulösen. Die wissenschaftlichen Formen der Utopie scheinen notwendige Fermente zu sein, um die Wirklichkeit neu entdecken zu können. Die sozialen Formen der Utopie sind in ihrem Keim Revolutionen. Wir können die Utopie vielleicht in ihren zwei Facetten betrachten: als Wunschlösung und als Wunsch zur Lösung.

Anhang

Das »Prinzip Hoffnung« (der Begriff stammt von Ernst Bloch) ist keine Fortsetzung der christlichen Tugendvorstellungen der Hoffnung, sondern eine Philosophie der menschlichen Orientierung auf die Zukunft hin oder - so der Be-

16

griff bei Bloch selber - eine »Ontologie des Noch-Nicht-Seins«, die gleichzeitig aus dem »Noch-Nicht-Bewußten« und aus dem »Noch-Nicht-Gewordenen« in der Natur besteht. Im »Prinzip Hoffnung« wird diese universelle Intentionalität als »Selbsterweiterung nach vorwärts« begriffen. Für Bloch ist die Materie das »In-Möglichkeit-Seiende«.

Der atheistische Humanismus des Prinzips Hoffnung verwandelt die biblische Erwartung des Reiches Gottes in die Idee der Selbstverwirklichung der Zukunft des Menschen, die er selber in dieser Welt aufbaut, die versprochene Erde. Für Bloch existiert im Menschen auf Dauer eine »utopische Absicht«. Das »Prinzip Hoffnung« könnte vielleicht »Prinzip Utopie« genannt werden.

Dr. Raúl Páramo Ortega
Grupo de Estudios Sigmund Freud
Apartado Postal 6-203
Guadalajara 6
Mexico

Literaturnachweis

1) Dr. Raúl Páramo Ortega ist Präsident der Grupo de Estudios Sigmund Freud (Studiengruppe Sigmund Freud) in Mexiko. Die Übersetzung aus dem Spanischen besorgte Christian Cortes Ahumada in Zusammenarbeit mit R. Páramo Ortega, Frau Schöndube (beide Mexiko) und Ali Wacker. Soweit möglich wird bei Zitaten auf deutschsprachige Ausgaben der benutzten Literatur verwiesen. Wir danken Herrn Páramo Ortega für die freundliche Erlaubnis zum Abdruck

P.S. Die Übersetzer haben bewußt darauf verzichtet, den Text nachträglich zu glätten, um größtmögliche Nähe zum Original zu bewahren.

2) Huizinga, J. Homo ludens. Emerge Editores, 1968, S. 29; dt. Reinbek 1955, S. 20

3) Freud, S. Gesammelte Werke, Bd. 14, S. 200

4) Freud, S. Gesammelte Werke, Bd. 12, S. 529

5) Freud, S. Gesammelte Werke, Bd. 14, S. 14

6) Erikson, E.H. Einsicht und Verantwortung, Stuttgart, 1966, S. 109

7) Freud, S. Gesammelte Werke Bd. 13, S. 11 ff.

8) Freud, S. Gesammelte Werke Bd. 13, S. 13

9) Zulliger, H. Heilende Kräfte im kindlichen Spiel (1952). Frankfurt, 70

10) Caruso, I. Persönliche Mitteilungen Juni 1974.

11) Derellizh, Revista de Psicoanálisis. Vol. 128, Nr. 1, S. 214

12) Marcuse, H. Das Ende der Utopie, Berlin Oberbaum, 1967

13) Marcuse, H. Triebstruktur und Gesellschaft. Frankfurt, 1979, S. 190

14) Fourier, Ch. Historia del Pensamiento Socialista. In : Cole, C.D.H. Vol. I, Capitulo VI. FCE Mexico

17

15) Shaked, J. Spielelemente in der Personalisation. In: Edelweiß, Tanco-Duque, Schindler (Hg.) Personalisation. Herder. S. 65

16) Ich danke Herrn Prof. Dr. Igor Caruso für seine Kommentare hierzu (Persönliche Mitteilungen Juni 1974)

17) Bloch, E. Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt, 1963 (3 Bände)

18) Caruso, I. Zur Sozialpsychologie der Eroberung des Kosmos. In: Graf, O.A. (Hg.) Die Epoche des überfließenden Sehvermögens. Wien, 1970, S. 44

- 19) Kolakowski, L. Der Mensch ohne Alternative. München, 1960
- 20) Engels, F. Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft (1980). MEW19, S. 181-228
- 21) Caruso, I. Soziale Aspekte der Psychoanalyse. Reinbek, 1972, S. 151 f.
- 22) Marx, K. Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung (1844). MEW 1, S. 378-391
- 23) Ernst Bloch bemerkt hierzu: »Die Vernunft kann nicht blühen ohne Hoffnung, die Hoffnung nicht sprechen ohne Vernunft, beides in marxistischer Einheit - andere Wissenschaft hat keine Zukunft, andere Zukunft keine Wissenschaft.«
- 24) Ruyer, G. el merodo utópico en: Utopia. Neuss, Barcelona
- 25) Duveau, G. und Neuss, A. Utopia. Barcelona, 1971
- 26) Ruyer, R. o.e., S. 159
- 27) Caruso, I. Soziale Aspekte ..., a.a.O., S. 158 ff.
- 28) Gramsci, A. in Fetscher, I. (Hg.) Der Marxismus. Bd. 1, München, 1962, S. 100
- 29) Caruso, I. Soziale Aspekte ..., a.a.O., S. 152
- 30) Caruso, I. Soziale Aspekte ..., a.a.O., S. 159 f.
- 31) Gramsci, A. Antologia Siglo XXI. Mexico, 1972, S. 355
- 32) Bloch, E. Über Karl Marx. Frankfurt, 1968

Literatur zum Anhang

Bloch, E. Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt, 1963 (3 Bände)

Ritter, J. (Hg.) Historisches Wörterbuch der Philosophie. Stuttgart, 1974, Artikel »Hoffnung«

18

KORRESPONDENZADRESSE:

DR. RAÚL PÁRAMO-ORTEGA

JUSTO SIERRA 2135

44650 GUADALAJARA

MEXICO

TEL ++52 36-1516-50

FAX ++52 333-6164969

E-MAIL RAULPARAMOORTEGA@MEGARED.NET.MX